

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der
Sparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier

Neckarrens
12. Jahrgang, Nr. 11
November 1975

Michel Tournier:

Übermensch oder Behinderter? Probleme der Zweisprachigkeit

(M. Tournier ist Mitglied der Académie Goncourt)

Übersetzen ist zweifellos eine der nützlichsten Übungen, denen sich ein Schriftsteller – oder ein angehender Schriftsteller – unterziehen kann. Da das Ziel in der Formulierung eines fremden Gedankens in einer möglichst vertraut, möglichst wenig fremd klingenden Sprache besteht – ein Problem des *Vertrautmachens* also –, ist der Übersetzer gezwungen, zu erlernen, virtuos mit den Klischees, den Formeln, den idiomatischen Redensarten und sonstigen Eigentümlichkeiten umzugehen, welche die Sprache, in der er schreibt, ihm bietet. So gewinnt er Klarheit über diese Spracheigentümlichkeiten, und wenn er dann später Eigenes produziert, wird es ihm leichter fallen, sie zu nutzen oder auch zu meiden. Denn die üblichen Redewendungen bieten, geschickt angewandt, ein gutes Hilfsmittel für den Stil, sogar für die Lyrik. Der Dichter, der sich ihrer bedient, läßt sich gewissen zeitgenössischen Künstlern vergleichen, die eine Nähmaschine oder einen Automotor mittels geeigneter Montagen in ein Kunstwerk verwandeln.

Dem französischen Übersetzer rate ich, sich eine Liste der Gallizismen zu verschaffen, sie auswendig zu lernen und in seinem Text ausgiebig Gebrauch von ihnen zu machen. Merkmal einer schlechten Übersetzung ist die anomale Spärlichkeit von Gallizismen. Da die deutsche Sprache beispielsweise kein entsprechendes Verbum für ‚falloir‘ besitzt und es mit ‚devoir‘ (müssen) wiedergibt, wird der schlechte Übersetzer ‚Ich muß weggehen‘ schreiben, da, wo ein Franzose ‚Il faut que je sorte‘ gesagt haben würde, eine gewiß längere, umständlichere, jedoch absolut imperative Formulierung.

Aus dem Englischen ins Französische übersetzen, ist kein englisches, sondern ein französisches Sprachproblem. Gewiß ist die Kenntnis des Englischen unumgänglich, aber hierbei handelt es sich um eine rezeptiv, passiv, durch Lesen erworbene Kenntnis. Da zeigt sich der große Unterschied zwischen Lesen und Schreiben. Deshalb auch läßt im Schulunterricht allein die Übersetzung in die Fremdsprache einen Schluß darauf zu, in welchem Maße die Schüler die letztere beherrschen. Das Umgekehrte erlaubt nur ein Urteil über ihre Kenntnis der Muttersprache.

Was ist ‚Zweisprachigkeit‘? Ich meine, man sollte das Attribut zweisprachig jenem Menschen verweigern, der neben seiner Muttersprache und gleichsam auf sie aufgepfropft, eine oder mehrere Fremdsprachen beherrscht, oder aber ihn als ‚unechten Zweisprachigen‘ bezeichnen, etwa wie man die zweieigenen Zwillinge ‚unechte Zwillinge‘ nennt, im Gegensatz zu den eineigen, den einzig ‚echten‘. Ein echter Zweisprachiger ist derjenige, der, zwischen dem zehnten und zwanzigsten Lebensjahr (das entscheidende Alter ist vermutlich fünfzehn) in ein anderes Land verpflanzt, keine Muttersprache im strengen Sinn besitzt, da die erste Sprache in einem mehr oder

minder infantilen Stadium seiner Entwicklung steckenblieb, und die zweite ihm so spät begegnete, daß er sie sein Leben lang als ‚aufgepfropftes Produkt‘ empfindet.

Wir alle kennen Menschen, die mehrere Fremdsprachen vollkommen beherrschen, jedoch geistig zu keiner das intime, substantielle, wesensgleiche Verhältnis haben, das der Mensch normalerweise zu seiner Muttersprache besitzt. Keinerlei Vertrautsein täuscht darüber hinweg, daß diese Sprachen für sein Denken etwas wie Konfektionskleidung sind.

Wenn er sich ans Schreiben macht, wird sich der ‚Zweisprachige‘ als ein besonderer Typus des Schriftstellers erweisen. Seine Sprache wird insbesondere durch den schwachen Widerstand gekennzeichnet sein, den sie einer Übersetzung in eine andere Sprache leistet, was kein Zeichen von literarischer Dichte ist. Zur Erleichterung der Übersetzer verbiegt der ‚zweisprachige‘ Schriftsteller die Sprache, in der er schreibt, zu einer Art Esperanto. Eine philologische Untersuchung seines Stils würde zweifellos ergeben, daß es ihm an sprachlicher Dichte und Opazität – ohne die keine poetische Magie erzeugt wird – ausgesprochen mangelt.

Dem echten ‚Zweisprachigen‘ fällt es wunderbar leicht, weitere Sprachen zu erlernen. Man möchte meinen, die Muttersprache bedeute für den ‚Einsprachigen‘ einen Ballast, der ihn beim Neuerwerben behindert. Bleibt, den Preis dieser Überlegenheit zu bemessen. Auf dem literarischen Gebiet ist er sicherlich ruinös, aber gar wenige hält das vom Schreiben ab. Auf der anderen Seite ist nicht auszuschließen, daß der Mangel an einer dem Verstand und Gefühl wesensgleichen Sprache negative Auswirkungen hat, und zwar gerade auf Verstand und Gefühl. Nicht auszuschließen, aber auch nicht erwiesen. Der ‚Zweisprachige‘ – Übermensch oder Behinderter?

Was mir am meisten auffällt bei Ausländern, die schon lange in Frankreich leben – seit 20, 30, zuweilen 50 Jahren –, sind ihre mangelhaften französischen Sprachkenntnisse. Ich rede nicht vom Akzent – einem zweitrangigen und durchaus diskutablen Phänomen, da der Verurteilung auch gewisser Dialekte etwas Willkürliches anhaftet. Es zeigt sich, daß ein ins Ausland verpflanzter Mensch die neue Sprache bis zu einem bestimmten Punkt erlernt und nicht darüber hinaus. Zwei, drei oder vier Jahre lang macht er Fortschritte. Danach hören sie endgültig auf, als ob eine innere Stimme meint, er könne jetzt genug – obwohl die neue Sprache in seinem Munde noch wie ein klägliches Kauderwelsch klingt.

Das Erlernen seiner Muttersprache bedeutet für das Kind eine beträchtliche – wenn auch unbewußte – Anstrengung, die alle seine Geisteskräfte in Anspruch nimmt. Läßt man ein Kind in einem zweisprachigen Milieu aufwachsen, was immer mehr erstrebt wird, so verdoppelt man diese Anstrengung, und dazu sollte man sich erst nach reiflichem Überlegen und Abwägen entschließen. Einerseits ist anzunehmen, daß die meisten Menschen infolge mangelnden Gefordertseins ihre Möglichkeiten nicht ausschöpfen und sich aus Bequemlichkeit um die Früchte einer Anstrengung bringen, der sie sich unter Zwang ohne Schädigung unterzogen hätten.

Die Zweitsprache? Ein ruinöser Luxus

Aber eine zweite Sprache ist andererseits ein – möglicherweise ruinöser – Luxus, wenn sie auf Kosten der normalen geistigen Entwicklung erworben wird. Eine zum Nachdenken reizende Tatsache: In den zweisprachigen Gebieten hinken die Schüler hinsichtlich ihres Leistungsniveaus den Schülern der einsprachigen Gebiete ein bis zwei Jahre nach. Es ist denkbar, daß es sich dabei nicht um ein von Jahr zu Jahr aufholbares Nachhinken handelt, sondern um eine echte Schwäche, die den Intelligenzquotienten und die Gefühlsentfaltung ernstlich gefährdet. Hier sollten gründliche Untersuchungen angestellt werden.

Kehren wir zu dem speziell literarischen Problem des Übersetzens zurück.

Da jede Sprache ihre eigene Atmosphäre, ihren eigenen Reiz hat, ist Vorbedingung für die gute Übersetzung, daß man sich aus dieser Atmosphäre löst, von diesem Reiz freimacht, um sich ungebunden in der Sprache der Übersetzung zu bewegen. Ein Vorgang, vergleichbar der Beförderung eines ‚Sputnik‘ in die Erdumlaufbahn: er muß von der Anziehungskraft der Erde freigemacht werden. In den Jahren, da ich mich mit Übersetzen befaßte, hatte ich mir zum Zwecke dieses täglichen ‚Freimachens‘ ein Verfahren ausgedacht, das ich den jungen Übersetzern dringend empfehlen kann. Ich suchte mir einen französischen Autor aus, der dem zu übersetzenden stilistisch – wenn auch nur entfernt – verwandt war; ich durchtränkte mich sozusagen mit ihm, bevor ich an die Arbeit ging, und bemühte mich dann, meinen Fremdländer nicht nur ins Französische zu übertragen, sondern ganz speziell in die Sprache Flauberts, Maupassants oder Renans, je nachdem. Auf diese Weise habe ich zwei Romane von Erich Maria Remarque ‚ins Zolaische‘ übersetzt, ein Einfluß, der sich bei der Lektüre meiner Übersetzungen bemerkbar macht.

Shakespeare? Nein, Tartemolle

Jahrelanges Übersetzen und eine noch längere Zeit als Leiter der fremdsprachlichen Abteilung eines Verlagshauses haben mir eine unauslöschliche Skepsis bezüglich der Übersetzungen eingeimpft. Einem Freund, dessen Lieblingsautor ein bedeutender ausländischer Schriftsteller war, den er jedoch nicht in der Originalsprache zu lesen vermochte, sagte ich: Du glaubst Homer, Shakespeare oder Joyce zu lesen, in Wirklichkeit liest du Spuntz, Tartemolle und Tartemuche.

Man fragt mich zuweilen, ob ich es auf mich nehme, meine eigenen Bücher ins Deutsche zu übersetzen. Sancta simplicitas! Stoße ich mich doch, wenn ich Französisch schreibe, bei der Arbeit dauernd an meiner mangelhaften Beherrschung der eigenen Sprache! Dabei tue ich seit frühester Kindheit nichts anderes, als sie zu erlernen. Aus einer so frühzeitigen, dennoch langandauernden Lehrzeit zieht kein Beruf, keine Kunst soviel Gewinn wie die Schriftstellerei.

Übersetzt von G. V.

Autor und Übersetzer (II)

Eine Diskussion über *Heartbreak Tango*

Manuel Puig und Suzanne Jill Levine

Das an der Columbia University, New York, von Frank MacShane geleitete Seminar befaßte sich mit dem kurz zuvor im Verlag E. P. Dutton erschienenen Roman Heartbreak Tango von Manuel Puig, in der Übersetzung von Suzanne Jill Levine.

Levine: Wir wollten bei der Übersetzung vor allem den Reim bewahren und nach Möglichkeit auch den rhythmischen Singsang des Originals.

MacShane: Und wie steht es mit Ihrer Verwendung von Refrains?

Puig: Wir konnten keine einzeiligen Zitate wie im Original auswählen, denn wir hatten es mit zu vielen vollständigen und meistens unbekanntem Schlagern zu tun. Sie sind manchmal ganz pittoresk, aber ohne Musik als „Poesie“ nicht gerade von hohem Wert. Deshalb kamen wir auf ein anderes

Material, die Refrains in amerikanischen Filmen. Sie sind manchmal wirklich ganz komisch und rufen bei vielen Amerikanern, die in den dreißiger und vierziger Jahren ins Kino gingen, ganz bestimmte Erinnerungen wach. Jill Levine übersetzte auch Verse aus argentinischen Werbetexten.

Levine: Es handelt sich dabei um Nachahmungen von amerikanischen Rundfunk- und Fernsehwerbetexten, die bei der Übersetzung einen Hauch von veraltetem Madison-Avenue-Jargon bekommen.

Puig: Vermutlich sind die argentinischen Werbetexte ursprünglich aus den Vereinigten Staaten übernommen und ins Spanische übersetzt worden.

Levine: Etwas ähnliches kam bei der Übersetzung von *Betrayed by Rita Hayworth* vor, wo ich die argentinische Filmsprache zurück in die des Ursprungslandes übersetzen mußte. Es galt, die Originaltitel der Filme aufzufindig zu machen und zugleich den kitschigen Einfluß zu verdeutlichen, den die amerikanische „Popkultur“ auf Lateinamerika ausübte.

MacShane: Haben Sie sich dabei auf Ihr Gedächtnis verlassen, oder haben Sie diese Refrains anderswo gefunden?

Puig: Ich habe sie in alten Filmzeitschriften aufgespürt.

MacShane: Können Sie uns vielleicht ein paar Beispiele nennen?

Levine: In der II. Episode haben wir einen Rundfunkvers für Zahncreme verwendet: „As long as you can smile, success can be yours.“ („Solange du noch lächeln kannst, bleibt der Erfolg dir treu.“)

Puig: Und für das Motto der III. Episode nahmen wir einen Refrain aus einem Jean Harlow/Clark Gable-Film: „Sie kämpfte mit der Wut einer Tigerin um ihren Mann. Er schlug sie – aber das liebte sie!“

Levine: Das Zitat der II. Episode hat eine Verbindung zum Text, weil Nené sich äußerst zusammennehmen muß, um nicht in Schluchzen auszubrechen, während sie an die Mutter ihres geliebten Juan Carlos schreibt, der jetzt nicht mehr lebt. Das Jean Harlow-Zitat bezieht sich auf die III. Episode, wo wir mehr über das Leben des Juan Carlos erfahren, in den sich fast jedes Mädchen verknallte, und wo wir auch ein paar Hinweise auf seine stürmische Affäre mit Mabel erhalten.

MacShane: Und wie steht es mit dem erwähnten „Bürokratenjargon“, wie sind Sie da zu den englischen Entsprechungen gekommen?

Levine: Gleich auf der ersten Seite des Buches lesen wir die Todesanzeige für Juan Carlos. Da sie in einer Provinzzeitung steht, ist sie in einem unbeholfenen und auch unfreiwillig komischen Stil abgefaßt. Sie ist ein gutes Beispiel für einen hochtrabenden Journalismus. Darauf folgt ein Brief, den Nené an die Mutter von Juan Carlos schreibt, und zwar in einem Stil, den Manuel Puig die „Wohnküchenprosa“ nennt, und dann kommt eine sehr objektive Darstellung durch den „Erzähler“. Meine Aufgabe als Übersetzer bestand darin, die außerordentlich starken Gegensätze dieser verschiedenen Stile entsprechend herauszuarbeiten.

Puig: Ich möchte nur noch eine Anmerkung zu den objektiven Schilderungen machen. Ich halte nämlich alle Bemühungen eines Autors um Objektivität für gänzlich hoffnungslos. Daher wollte ich hier die Objektivität bis an ihre äußerste Grenze führen um zu beweisen, wie unmöglich sie ist. Deshalb handelt es sich hier eigentlich um eine Art Scherz.

MacShane: Was hat es denn bei dieser Todesanzeige für Probleme gegeben?

Puig: In Zeitschriften und Zeitungen der Provinz ist mir aufgefallen, daß man ganz bestimmte Muster liebt und diese immerfort wiederholt. Besonders angetan war ich von dem „Sowohl-als-auch“-Muster, das ich sehr komisch finde. Es kommt als Beispiel gleich auf der ersten Seite des Buches in der Todesanzeige vor:

Con este deceso desaparece de nuestro medio un elemento que, por las excelencias de su espíritu y carácter, destaca como ponderable valor, poseedor de un cúmulo de

atributos o dones – su simpatía –, lo cual distingue o diferencia a los seres poseedores de ese inestimable caudal, granjeándose la admiración de propios o extraños.

Die Übersetzung lautet folgendermaßen:

This demise marks the loss of an element from our midst which, for his remarkable spirit and integrity, stood out among us as a human being of great worth, possessing as he did either vast attributes or gifts, such as his personal charm, which either distinguish or set apart those who possess this immeasurable wealth and who therefore earn the admiration, or affection of either friends or strangers.

(Dieses Ableben bedeutet den Verlust eines Elementes aus unserer Mitte, das durch seinen bemerkenswerten Geist und Charakter hervorragte und als Mensch von großem Wert sowohl hervorragende Eigenschaften als auch Gaben besaß – wie auch persönlichen Charme – und welcher als Besitzer so unschätzbaren Reichtums sich sowohl von anderen unterschied als auch heraushob und daher die Bewunderung sowohl von Freunden als auch von Fremden verdient.)

Levine: Wie Sie sehen, besteht das Komische dieses Sowohl-als-auch-Musters darin, daß der Schreiber zeigen will, wie schwierig es ist, alle die ungewöhnlichen Eigenschaften von Juan Carlos aufzuführen, und das klingt dann nicht nur kitschig, sondern auch falsch, besonders wenn man schon einiges über Juan Carlos erfahren hat.

MacShane: Wo haben Sie die amerikanischen Entsprechungen für diese Schreibweise gefunden?

Levine: Ich habe Zeitungen aus der Provinz durchgesehen, wo ich stark ausgeschmückte Todesanzeigen fand, wenn auch keine so schlimm war wie die angeführte. Auch hat mir der *Thesaurus* von Roget ungemein geholfen, denn er enthält viele euphemistische Bezeichnungen für den Tod, wie „das Ableben“, oder den „beklagten Dahingegangenen“ für den Toten.

Frage aus der Zuhörerschaft: Warum haben Sie in den Briefen nicht die übliche spanische Anrede „Doña Leonor“ statt „Mrs. Etchepare“ verwendet?

Levine: Im Spanischen ist „Doña Leonor“ eine übliche briefliche Anrede, und ich hatte sie in meiner ersten Fassung auch übernommen. Dann aber wurde mir klar, daß die beste englische Entsprechung für diese Formel „Mrs. Soundso“ ist. „Doña“ wäre angebracht, wenn man einen volkstümlichen oder gar traditionellen spanischen Roman übersetzte. Hier aber ist „Doña“ nur das ständig in der Alltagssprache verwendete Wort. Es handelt sich dabei eindeutig um einen Fall, in dem der Übersetzer sich an das „System des Textes“ halten muß. Es wäre verkehrt, dieses gebräuchliche Wort durch ein veraltetes wiederzugeben.

MacShane: Aber andererseits nennen Sie Juan Carlos nicht „John Charles“ ...

Levine: Das ist natürlich ein anderes Problem – die „Regeln“ für das Übersetzen sind in der Tat ganz ungewöhnlich flexibel. Einige Namen habe ich in diesem Roman übersetzt, weil sie anzüglich oder sogar symbolisch gemeint sind. Im spanischen Original heißt der Arzt Dr. Aschero. *Asco* bedeutet „Ekel“. Zugleich ist Aschero ein in Italien verbreiteter Eigenname, der aber bei spanisch sprechenden Lesern einen abstoßenden Eindruck dieser Person erweckt. Daher mußte ich einen italienischen Namen suchen, der eine ähnliche Wirkung hat. Im Telefonbuch von New Haven fand ich den Namen „Nasti“. Manuel Puig aber hielt diesen Namen für zu deutlich, zu augenfällig, denn „Aschero“ ist eine Tarnung für „Asco“. So kamen wir auf die Abwandlung „Nastini“. Ein anderes Beispiel für Probleme dieser Art ist der Name des Mädchens, das Raba oder Rabadilla gerufen wird. Wörtlich bedeutet *Rabadilla* das Steißbein eines Kükens, und das Mädchen hat diesen Spitznamen, der auch zu Raba verkürzt wird, wegen ihrer ausgeprägten Kehrseite erhalten. Ich konnte sie aber nicht Goose Ass oder Little Goose Ass (Gänsehintern oder Gänschenhintern) nennen, denn das ließe

sich nicht als Name auffassen, und so entschloß ich mich, das Mädchen Fanny zu nennen, womit ihre Anatomie etwas angedeutet wird, ohne daß allerdings die derbe und spezifische Qualität des spanischen Spitznamens mitschwingt, was eigentlich notwendig wäre.

MacShane: Und wie verfahren Sie bei Entsprechungen? Mir ist aufgefallen, daß Sie den Namen einer Bar „The Creole“ in „The Gaucho Inn“ geändert haben.

Levine: Das ist richtig, die Bar heißt im Original *La Criolla*, was wörtlich übersetzt „Das Kreolenmädchen“ bedeutet. Das Problem aber liegt darin, daß „kreolisch“ in Argentinien eine andere Bedeutung als in den Vereinigten Staaten hat. In Nordamerika versteht man darunter eine Mischung aus Französisch, Spanisch und Afrikanisch. In Argentinien aber meint man damit das Halbblut aus Indianer und Weißem, und in diesem besonderen Kontext deutet *La Criolla* die bäuerliche Tradition der Pampas und der Gauchos an, welche letztere Mischlinge sind. Aus diesem Grunde entschlossen wir uns zum „Gaucho Inn“.

MacShane: Bedeutet das Wort *criollo* denn nicht nur „Eingeborener“ und läßt bei seiner Verwendung das Gefühl einer gewissen Überlegenheit der italienischen und spanischen Einwanderer durchblicken?

Puig: Für den Kontext der Werke von Borges und Bioy trifft das zu. In den argentinischen Provinzen aber versteht man darunter Indiomischlinge und überhaupt die Unterschicht, und gerade dieser unterschwellige Klassenhinweis ist hier besonders wichtig. Mit der Bezeichnung *Negro* verhält es sich ähnlich, doch hat sie in Argentinien einen noch abschätzigeren Beiklang. *Negro* bedeutet nicht Neger oder Schwarzer, sondern einfach einen Angehörigen der Unterschicht mit indianischem Blut. Zum Beispiel wird auf Pancho hier immer nur als *negro* verwiesen.

Levine: Wir haben dieses Übersetzungsproblem dadurch gelöst, daß wir ihn „half-breed bum“ (Bastardkerl) oder auch einfach „half-breed“ (Bastard) nannten.

MacShane: Nach allem, was hier zur Sprache gekommen ist, dürfte das Problem, kulturelle Entsprechungen zu finden, bei dieser Übersetzung sehr schwierig gewesen sein.

Puig: Gewiß. Lassen Sie mich noch ein weiteres Beispiel nennen. In der VI. Episode, in der ein Wahrsager spanische Spielkarten verwendet, mußte ich den ganzen Absatz umschreiben, weil die spanischen Karten völlig anders wie die englischen aussehen und auch nicht dieselbe Bedeutung haben.

Levine: Die vier Farben der spanischen Karten sind Goldmünze, Kreuz (oder Treff), Pokal und Schwert. Ich fand ein Buch über die Bedeutung von Spielkarten, nach dem die spanische Goldmünze dem Karo entspricht, der Pokal dem Herzen, die Schwerter (oder *espadas*) dem Pik, und nur Treff ist gleichfalls Treff, obwohl es gänzlich anders aussieht.

Puig: Die Unterschiede der Bedeutung beim Kartenlegen verhalf mir zu der Einsicht, daß ich hier bei meiner Arbeit nochmals von vorn anfangen mußte, um dem englischen Leser dieselben Vorstellungen zu vermitteln wie dem spanischen. Dabei handelte es sich nicht nur um die bloßen Entsprechungen. Zum Beispiel haben die spanischen Karten nicht die spiegelverkehrten Darstellungen wie die englischen. Wenn also eine spanische Zigeunerin eine Karte aufdeckt und die Figur steht auf dem Kopf, so sieht sie darin eine besondere Bedeutung. Ich wußte, daß manche Kartenleger in Argentinien behaupten, einige Farben seien wärmer oder kälter als andere. Daher benutzte ich diese Auffassung in gewisser Weise als Ersatz, und nachdem ich die betreffenden Seiten neu geschrieben hatte, machte sich Jill Levine an die Übersetzung.

MacShane: Ich habe den Eindruck, daß ohne Ihre Zusammenarbeit diese Übersetzung gar nicht möglich gewesen wäre.

Puig: Aber selbstverständlich hätte Jill Levine sie allein zustande gebracht, doch hatte die Zusammenarbeit, da sie möglich war, durchaus ihre Vorteile.

MacShane: Sie hätten sich vielleicht nicht so sicher gefühlt . . .
Levine: Ich würde mich nicht so frei gefühlt haben. Guillermo Cabrera Infante hat einmal scherzhaft gesagt: „Autoren stürzen herein, wo Übersetzer kaum den Fuß zu setzen wagen.“* Im *Heartbreak Tango*, wo, wie Sie gehört haben, an einigen Stellen eine Neufassung nötig wurde, hätte der „Verrat“ am Text ohne Mitwissen des Autors schon einige Skrupel zur Folge gehabt.

MacShane: Manuel Puig schreibt nicht für eine national oder sonstwie bestimmte Leserschaft, sondern paßt sich an.

Levine: Ja, er verhält sich seinem Text gegenüber souverän und hilft, bis zu einem gewissen Grade jedenfalls, bei der Adaption. Und das Beste bei der Mithilfe des Autors ist, daß er auch bei der Nachbildung seines Stils beratend mitwirkt, selbst wenn ein paar Einzelheiten geändert werden müssen. Auf diese Weise wird die Übersetzung dann so „treu“ wie möglich. (*Schluß*)

Übs. Fr. Weidner

* Zugrunde liegt das bekannte Zitat nach Alexander Pope: „Fools rush in where angels fear to tread.“ *Anm. d. Red.*

Unter dem Titel „Der schönste Tango der Welt“ erschien im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main *Boquitas Pintadas* von Manuel Puig in der deutschen Übertragung von Adelheid Haacke-Schäfer.

Heinrich Böll:

Mein lieber Gustav Korlén,

um Dir zum Geburtstag (ist es tatsächlich der 60.?) mit der erforderlichen deutschen Tiefe zu gratulieren und zu danken, müßte ich in eine Kiste greifen, die mir verdächtig ist: die Veteranentruhe. Ich müßte dann ungefähr so anfangen: „Weißt Du noch, als ich im Oktober 1956 zum ersten Mal und als einer der ersten deutschen Nachkriegsautoren nach Schweden kam . . .?“ und dann müßte ich fortfahren und berichten, wie heikel das war, für Euch, für mich, und wie es dann doch gut ausging, sich Freundschaft bildete und anhielt. Und wie mich ein Beamter der westdeutschen Botschaft warnte, ich möge doch in Schweden nicht zuviel Metaphysik an- und unterzubringen versuchen, Du aber – ohne von dieser Warnung zu wissen, mich geradezu auffordertest, einige Passagen aus dem entstehenden „Irischen Tagebuch“ zu lesen, die man als ziemlich „metaphysisch“ bezeichnen kann. Ich lüpfte den Deckel der Veteranentruhe nur soeben, laß ihn dann wieder zufallen und warte noch ein wenig.

Was ich Dir heute gern schenken möchte, ist eine ziemlich unscheinbare philologische Blume, die Du Dir als Ordinarius und Seminarleiter vielleicht ins Knopfloch stecken kannst.

Zum schöneren, vielleicht sogar schönsten Teil meiner Korrespondenz gehört die, die ich als Übersetzer und – gemeinsam mit Annemarie – Übersetzer führe. Leider bin ich bis vor wenigen Jahren sehr unordentlich mit dieser Korrespondenz verfahren, ich habe sie nicht gesammelt, erst seit kurzem einen Schnellhefter dafür angelegt, aus Faulheit übrigens, denn die Fragen wiederholen sich natürlich, und was ich dem einen schon einmal ausführlich erklärt habe (zum Beispiel etwas so exotisch-erotisches wie „Weiberfaßnacht“), kann auch dem anderen in der gleichen Version dienlich sein. Ein besonderes Problem für Übersetzer sind Tier- und Pflanzennamen. Was dabei international gleich ist, ist die lateinische Bezeichnung, man muß also erst in einem entsprechenden englischen Fachlexikon die lateinische Bezeichnung

suchen, dann im deutschen Fachlexikon alle zur Wahl stehenden Bezeichnungen absuchen, bis man Übereinstimmung mit der internationalen lateinischen Bezeichnung gefunden hat. Das ist manchmal mühsam, macht aber viel Freude, weil doch jedes Ding den Namen haben sollte, der ihm zusteht.

Neulich hatte ich nicht als Übersetzer, sondern als Übersetzer ziemlich Schwierigkeiten mit einer Blume, die bei uns „langer Heinrich“ heißt. Es entstand ein lebhafter Briefwechsel zwischen Vancouver, B.C., wo meine englische Übersetzerin Leila Vennewitz wohnt, und Köln, aber selbst nachdem ich die Blume eingehend beschrieben hatte (es handelt sich um eine Art aufgeschossener Marguerite!), schüttelten canadische Gärtner und Botaniker immer noch den Kopf: diesen Langstieler kannten sie nicht. Schon drohte Verzweiflung, oder mindestens Resignation, und da die Blume als solche im Zusammenhang nicht so wichtig war, waren wir beide bereit, einer Umbenennung zuzustimmen und so konventionell wie unproblematisch Blumen wie Rosen oder Nelken als Stellvertreter zu autorisieren. Im letzten Augenblick griff ich zum einzig wahren Instrumentarium, das ich bis dahin vergessen hatte: dem Wörterbuch der Brüder Grimm, und tatsächlich, da waren ziemlich viele Heinriche, die mich alle recht nachdenklich machten. Nicht nur der „eigentliche“ Heinrich, der als „knökern“, „isern“ und „holten“ Hinnerk oder Hinrek, später als „sanfter Heinrich“ auftritt, dann aber stellte ich fest, daß der Heinrich als Pflanzennamen weitaus mehr Variationen hat denn als Vorname, und zwar „aus den Vorstellungen von elben und kobolden, die gern Heinz oder Heinrich heißen, was hernach auf teufel und hexen übergieng. solchen dämonischen wesen schrieb man die heilkraft des krautes zu.“ (Klein- und Großschreibung, scheinbare Schreibfehler nicht von mir, sondern von den Brüdern G., bearbeitet von Moritz Heyne, Leipzig 1877).

Und dann kamen sie alle daher:

1. der große Heinrich (den ich mit dem langen identifizierte) inula helenium.alantwurz.
2. der gute Heinrich, chenopodium bonus Henricus, der gemeine gänsefuß. der gute und stolze Heinrich, sonsten auch schmieriger Mangold oder Schmerbel genannt – auch Kühwurz, Sauerampfer
3. der stolze Heinrich – auch Kreuzwurz
4. der böse Heinrich – erbsenwürger, sommerwurz
5. roter Heinrich, wilder sauerampfer
6. wilder Heinrich, auch rapunzel – schweizerisch: wilde heimele.

Nun, der Korrektheit wegen muß ich noch hinzufügen, daß die Zitate nicht vollständig sind, schon deshalb, weil ich Dir von diesen Heinrichen gar keinen anbieten will, sondern eine viel hübschere Blume. Denn es stellte sich heraus, daß auch die lat. Bezeichnung „inula helenium“ nicht weiterhalf, und wir einigten uns auf eine Ersatzblume, von der ich bisher nur den englischen Namen weiß, „Blackeyed Susan“. Die also, eine schwarzäugige Susanne, schick ich Dir zum Geburtstag.

Und grüße Dich und die Deinen sehr herzlich, auch von Annemarie.

Dein alter Heinrich

(Aus ACTA UNIVERSITATIS STOCKHOLMIENSIS, Stockholmer Germanistische Forschungen 16: „Germanistische Streifzüge“. Festschrift für Gustav Korlén, 1974.)

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis DM 1,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und die Sparte Übersetzer in der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Helmut M. Braem, D-7141 Neckarrems, Schloß Remseck. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharten. Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (00 43) 72 75 1 35 oder (0 72 75) 1 35. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 6447, Dresdner Bank, Stuttgart, Nr. 2 319 834. – Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7026 Bonlanden.